



Mirjam Buschmann, Jürgen Habermas, Fritz-Ferdinand  
Palatinus, Alexandra Mansmann und Doris B. Selmaier

# Landleben!

Die Rechte an den Kurzgeschichten  
liegen bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren.  
Alle sonstigen Rechte an dieser Broschüre vorbehalten

Copyright © 2010  
Achter Verlag, Acht  
[www.achter-verlag.de](http://www.achter-verlag.de)  
ISBN 9783981237276

Gestaltung und Satz: Frau Meder –  
Bureau für Kommunikation & Gestaltung, Schiltach  
Druck: City-Druck Heidelberg

# Inhalt

|                                                         |    |
|---------------------------------------------------------|----|
| Vorwort .....                                           | 5  |
| Erinnerungen eines Landhauses von Mirijam Buschmann...  | 7  |
| Der widerspenstige Junggeselle von Jürgen Hammann ..... | 13 |
| Die Mohnkönigin von Fritz-Ferdinand Palatinus .....     | 19 |
| Urlaub auf dem Lande von Alexandra Mansmann.....        | 23 |
| Von Älbldenn nach New York von Doris B. Selmaier .....  | 29 |
| Vorschau Literaturakademie 2011 .....                   | 35 |
| Bücher und mehr aus dem Achter Verlag .....             | 37 |

# Vorwort

Liebe Autorinnen und Autoren,

vom 28. Juni bis zum 2. Juli 2010 veranstaltete der Achter Verlag in Zusammenarbeit mit dem Tagungs- und Freizeithaus Acht die erste Literarische Sommerakademie. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten die Gelegenheit, sich mit Sandra Uschtrin, der Verlegerin und Herausgeberin des „Handbuchs für Autorinnen und Autoren“, der Hamburger Schriftstellerin Birgit Rabisch und dem Verleger und Autor Wolfgang Orians auszutauschen. Auf der Agenda standen Fragen wie: Kann man vom Schreiben leben? Wie finde ich einen Verlag? Wie wird sich die Literaturlandschaft in Deutschland durch e-books verändern?

Im Mittelpunkt stand jedoch das Schreiben. In verschiedenen Arbeitseinheiten näherten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dem Thema „Landleben“ an. So wurde beispielsweise die Frage bearbeitet „Welche Stereotypen über das Leben auf dem Lande gibt es und wie kann man sie vermeiden?“ Die jeweiligen Ergebnisse wurden in der Gruppe diskutiert und Verbesserungsvorschläge gemacht.

Am Ende sind fünf ganz unterschiedliche Geschichten herausgekommen, die dem Landleben Facetten abgewinnen, die nicht auf der Hand liegen, keine Stereotypen sind. Doch lesen Sie selbst!

Auch 2011 wird es eine Achter Literaturakademie geben. Die Erfahrungen aus der ersten Veranstaltung werden darin einfließen. So haben wir uns beispielsweise dazu entschlossen, eine Junge Akademie für Autorinnen und Autoren bis 25 Jahre im Haus Acht und eine Akademie für gestandene Literaturbegeisterte in einer nahegelegenen Pension durchzuführen.

Wenn Sie Lust bekommen haben, an der Achter Literaturakademie 2011 teilzunehmen, schicken Sie uns den Anmeldebogen ausgefüllt zurück, den Sie am Ende dieser Broschüre finden. Wir freuen uns auf Sie!

Wolfgang Orians  
Achter Verlag

Mirijam Buschmann

## Erinnerungen eines Landhauses

Guten Tag. Dürfen wir uns vorstellen? Wir sind die Zimmer der Villa Trallala – eigentlich gar keine Villa, sondern nur ein einfaches Haus in einem kleinen Dorf, nicht besonders groß, nicht besonders alt, nur reichlich hundert Jahre – also viel jünger als die uralten Bauten am ehemaligen Marktplatz, aber immerhin älter als diese neumodischen Wohnblöcke oben am Hang. Unser Standort am Ende der Ahorngasse, einer Sackgasse, hat uns immer gefallen, doch jetzt wird er uns zum Verhängnis: Morgen sollen wir abgerissen werden, weil die Ahorngasse und der Gartenweg zu einer durchgängigen Straße verbunden werden sollen. Wir haben uns damit abgefunden und sind auch schon völlig leer geräumt, doch zwei Sorgen plagen uns noch: die Sorge um ein vergessenes Bündel und die Sorge um unsere Erinnerungen. Für Zweiteres haben wir eine Idee: Wir möchten jedem Zimmer die Gelegenheit geben, ein besonderes Ereignis zu erzählen, damit diese Begebenheiten nicht vergessen werden, wenn ihre jahrelangen Hüter in Trümmern liegen. Küche, du bist das Herz des Hauses, du hast das Wort.

Hallo. Wie gesagt, ich bin die Küche. Ich könnte viel erzählen, von der geschmolzenen Tupperdose auf dem Herd bis hin zu den Geschichten der einzelnen „Kunstwerke“, die meine Wände zieren. Aber die Begebenheit, die mich am meisten angerührt hat, fand vor vielen Jahren statt, in einer Zeit, als es von Fremden nur so wimmelte – eine Rarität in diesem winzigen Örtchen. Sie wurden „Soldaten“ und „Flüchtlinge“ genannt. Mit ihrer Anwesenheit mangelte es sowohl an Nahrungsmitteln als auch an Platz. Es gab viel Zank deswegen, aber nicht immer. Eines Nachts saß Kurt, das Oberhaupt des Hauses, allein in der Küche, still und nachdenklich. Er war – zum zweiten Mal in seinem Leben – einige Jahre fort gewesen und als veränderte Person zurückgekehrt. Lange saß er so da, über eine Stunde wohl, bis ein anderer Mann die Küche betrat – einer der Fremden mit der ungewöhnlichen Sprachmelodie. Er nahm sich ein Glas Wasser, setzte sich bedächtig an den Tisch gegenüber von Kurt, räusperte sich und zog schließlich etwas aus der Tasche. Einen kleinen Stein. Grau. Langweilig. Ich begann schon zu überlegen: Ob es morgen nach langer Zeit wohl endlich wieder einmal nach Schweinebraten duften würde? Da vernahm ich die schlichten Worte des gebeugten Mannes, und ich werde sie nie vergessen: „Herr Lehmann, ich möchte Ihnen etwas geben, zum Dank, dass sie meine Familie eine Weile aufgenommen haben und uns so etwas wie ein Zuhause gegeben haben. Viel

besitze ich nicht, aber dieser kleine Stein hat einen kaum sichtbaren Fossilienabdruck, hier auf dieser Seite – und er ist aus meiner Heimat. Sie teilen Ihre Heimat mit uns; ich möchte auch einen winzigen Teil meiner Heimat mit Ihnen teilen.“

Ja, das war meine Geschichte. Ein kurzes Gespräch nur, ein winziges Geschenk – und doch so bedeutungsvoll.

Da ich fast zur Küche gehöre, komme ich als Nächstes dran. Ich bin die Speisekammer, und natürlich war es jedes Mal ein Vergnügen, wenn Oma Plätzchen gebacken hatte und in mir lagerte. Das war vor hundert Jahren so und ist bis heute so geblieben, auch wenn es nicht mehr dieselbe Oma ist. In meinen ersten Jahren genoss ich es ganz besonders, denn wann immer ich Plätzchen verwahren durfte, schlich sich abends ein kleiner Junge in mein Inneres und stibitzte eine Handvoll Gebäck. Der kleine Junge war Kurt. Ich konnte durchs Schlüsselloch linsen und die Mutter beobachten, die genau wusste, was ihr Lümmel trieb. Jedes Mal lächelte sie in sich hinein, und wenn Kurt mit Krümeln an der Kleidung oder Marmelade um den Mund zurück schlich, tat sie, als hätte sie nichts bemerkt. Das ist meine liebste Erinnerung.

Jetzt bin ich dran. Ich diene als Kinderzimmer und mein liebstes Bruderpaar ist Fabian und Manuel. Fabian war schon immer anders als die anderen Jungen. Wenn er zum Beispiel ein Spielzeugauto geschenkt bekam, spielte er damit nicht Wettrennen oder Verfolgungsjagden, sondern er rollte es stundenlang vor und zurück. Vor und zurück. Mir wurde ganz schwindelig davon! Manchmal schlug er auch mit dem Kopf gegen die Wand – das hat mir ganz schön wehgetan! – und er schaut andere Leute nie direkt an. Einmal rief Manuel erbost: „Fahr doch zur Hölle!“, woraufhin sich Fabian verwirrt umsah und fragte: „Ist das Richtung Süden? Da ist es doch heiß, oder? Soll ich mit dem Fahrrad hinfahren?“

Kinderzimmer, hast du nicht etwas ausgelassen? Wer deine Geschichte hört, fragt sich bestimmt, was aus Kurt und seiner Familie geworden ist, denn Manuel und Fabian kennen ihre Haus-Vorgänger gar nicht. Wir, die Villa Trallala, hatten lange Zeit leer gestanden, und nur ich kann euch berichten, wie es dazu kam. Ach so, ich bin übrigens das Schlafzimmer. Kurt und seine Frau waren beide relativ zeitig gestorben und ihre einzige Tochter Anne bewohnte nun das Haus mit ihrem Ehemann. Ja, ihr Ehemann – keine gute Wahl. Mehr kann ich nicht dazu sagen. Anne hatte zwar Kurts freundliches Gemüt geerbt, doch irgendwann hielt sie es nicht mehr aus; so erkläre ich es mir jedenfalls. Eigentlich will ich gar nicht an das Bild denken, das sich mir eines Morgens nach Sonnenaufgang bot, aber ich kann es nicht vergessen. Und die Szene, als ihr verkaterter Mann am nächs-

ten Morgen nach Hause kam und sie fand, wie er schreiend durchs Haus lief ... Danach haben wir ihn nie wieder gesehen. Im Dorf hätte er sowieso nicht bleiben können; die Dorfbewohner waren ja überzeugt, dass er eine der Ihren auf dem Gewissen hatte. Ja, so war das. Es tut mir leid, dass ich euch diese tragische Begebenheit schildern musste, aber auch diese Erinnerung gehört zu uns.

Liebes Schlafzimmer, diesen Teil unserer Vergangenheit hättest du unseren Erinnerungshütern wirklich sparen können; wir wollen sie doch nicht vergraulen! Nun, ich – das andere Kinderzimmer – habe eine viel schönere, lustigere, heiterere Geschichte zu erzählen. In den letzten Jahren bin ich leider nicht mehr benutzt worden, aber während Manuel und Fabian das Nachbarzimmer bewohnten, durfte ich ihre Schwester Rita beherbergen. Ein süßes Mädchen, das mit ihren Freunden die drolligsten Ideen hatte. Besonders, wenn ihre Freundinnen übernachteten und sie die ganze Nacht schnatterten. Das alte, halb verfallene Backhaus wollten sie erforschen; die Apfelbäume am Dorfrand wollten sie plündern, bis ihnen auffiel, dass sie Schokolade eigentlich viel mehr mochten; Eichhörnchen wollten sie fangen und zähmen, und als das nicht funktionierte, waren es eben Kaulquappen, die sie leider versehentlich im Waschbecken wegspülten, als sie versuchten, das Wasser zu wechseln. Deswegen wollten sie es dann mit Kaninchen versuchen ... Das ist die Geschichte, die ganz oben steht auf meiner Hitliste. Rita und ihre beste Freundin hatten es sich auf der Couch gemütlich gemacht und berieten sich, wie sie am besten vorgehen sollten, um wilde Kaninchen zu fangen.

„Wir müssen sie anlocken, am besten mit Karotten.“

„Ja, wir müssen ihnen eine Falle stellen.“

„Du hast Recht. Sie sind schneller als wir. Vielleicht sollten wir uns verstecken, damit sie uns nicht sehen.“

„Aber wie soll das gehen? Wir können doch nicht wissen, in welche Richtung sie schauen, bevor wir sie überhaupt finden!“

„Ja ... dann laufen wir eben durch eines der Maisfelder, so dass uns die hohen Halme von allen Seiten verdecken. Sie dürfen uns auch nicht hören. Ich weiß nicht, wie gut sie hören, aber auf jeden Fall haben sie große Ohren ...“

„Ich weiß! Ich frage Fabian, ob er uns berechnen kann, wie schnell wir durch das Feld rennen müssen, damit sie uns nicht zu früh hören. Er kann bestimmt auch den Wind berechnen. Fabian kann alles berechnen!“

„Gut. Wir müssen eben üben, so schnell zu rennen. Und wenn wir schnell genug durchs Maisfeld gerannt sind, stellen wir eine Kiste auf – natürlich eine mit Löchern, damit das Kaninchen nicht erstickt. Wir stellen sie so auf, dass sie auf einem Stützstab balanciert und befestigen eine Möhre an dem Stab.“

„Genau! Und wenn das Kaninchen kommt, weil es uns wegen unserer Tar-

nung ja nicht gehört oder gesehen hat, dann muss es unter die Kiste hoppeln, um sich die Mohrrübe zu schnappen, und wenn es an der Mohrrübe zieht, dann fällt der Stab um und die Kiste fällt runter und das Kaninchen ist drunter gefangen! Au ja, so machen wirs!“

Ich musste kichern, als ich diesen Plan belauschte, und die Mädchen wunderten sich, warum das Haus plötzlich knarrte und knirschte.

Zwei Tage später stellten Rita und ihre Freundin tatsächlich einen Kaninchenkäfig auf. Zwar hatten ihre Eltern die zwei Kaninchen von einem Nachbarn bekommen, aber die beiden Mädchen waren trotzdem glücklich, und Manuel und Fabian statteten ihrer Schwester jetzt auch viel öfter einen Besuch in ihrem Zimmer ab, um mit den Kaninchen zu spielen.

Dachboden, willst du?

Danke für deine Geschichte, liebes Kinderzimmer. Das war wirklich amüsant. Aber mir ist eigentlich gar nicht nach Erzählen zumute. Ich bin immer noch besorgt um das Bündel, und der neue Tag bricht bald an. Manuel, Rita und Fabian wollten doch noch einmal kommen; sie müssen das Bündel einfach finden! Wer ist sonst noch übrig? Keller?

Ich bin der Keller, deswegen ist meine Stimme auch so dunkel und tief. Meine Geschichte bringt zugleich Trauer und Hoffnung, ist eine Warnung, eine Mahnung, und zeugt von Lichtern in der Dunkelheit. Eine Geschichte, wie sie tausendfach stattfand, und doch bei Weitem nicht oft genug. Kehren wir zurück in das Jahr 1943, als Kurt seine Familie gerade für längere Zeit hatte verlassen müssen. Zwei Jahre lang durfte ich zwei ganz besondere Gäste beherbergen. Zwei Kinder, deren Eltern abtransportiert worden waren. Zwei Kinder, die ohne mich nicht überlebt hätten, denn es gibt da ganz hinten einen kleinen Winkel, der kaum zu entdecken ist. Zwar hielten sich die beiden nicht oft dort auf, denn sie durften sich oben bewegen, solange sie niemals zu nah an die Fenster traten. Es war ein schlechtes Zeichen, wenn ich sie verbergen musste in dieser düsteren, muffigen Ecke, wo sie sich jedes Mal zusammenkauerten wie verängstigte Kätzchen. Ein Zeichen höchster Gefahr. Ich durfte sie in ihren schrecklichsten Minuten kennen lernen und begleiten; niemand außer mir hat je erleben dürfen, wie sie einander in diesen langen Sekunden festhielten, wie sie sich gegenseitig ohne Worte ermutigten. Sie durften ja nicht einmal weinen, um ja nicht auf sich aufmerksam zu machen. Nie werde ich vergessen, wie sie das Wimmern unterdrückten. Und der Tag, an dem Anne – damals ein Kleinkind – sie beinahe verriet, weil sie die beiden so lieb gewonnen hatte, dass sie ihnen sogar bis in den finsternen Keller folgte. Sie riss sich von der Hand ihrer Mutter los und rannte in den Keller, genau bevor die Tür geöffnet wurde und die gefürchteten, verhassten

Stimmen durch das Haus hallten. Ihre Mutter konnte sie ja schlecht aus dem Keller holen, solange die Männer in der Nähe waren – so harnte die Kleine mit den beiden aus, ohne einen Mucks, und schlief schließlich sogar ein, so geborgen fühlte sie sich.

Diese Geschichte musste ich unbedingt loswerden. Ich glaube, nun ist das Wohnzimmer dran.

Ich möchte ein Gedicht wiedergeben, das Rita vor ein paar Jahren geschrieben und zu Weihnachten ihrer Familie vorgetragen hat.

### *Für Meine Familie*

*Ich bin glücklich, mit euch allen zu sein  
Meine Zeit mit euch zu verbringen  
Auch wenn wir zu viele Weihnachtslieder singen  
Meine Familie ist wie das rechte und das linke Bein*

*Mit euch fühle ich mich sogar im Hause frei  
Nicht gefangen in bösen Gedanken  
Oder Streit oder Gerüchte-Ranken  
Auch nicht in Geheimniskrämerei*

*Drum frage ich euch, und nicht nur zum Test  
Was wollt ihr aus eurem Leben behalten?  
Welche Geschichten sollen niemals veralten?  
Erzählt es mir heute, schlägt mich in euren Bann  
Damit auch ich es später erzählen kann.  
Nun wünsche ich euch ein frohes, ein gesegnetes Fest!*

Warte mal! Hört ihr das? Sie kommen, alle drei, sie kommen! Ja, ich bin es, der Dachboden! Sie sind hier, wie versprochen. Durchkämmen noch einmal die Zimmer, bevor sie in ihr neues Haus in der Stadt ziehen und wir zertrümmert werden. Sie kommen hinauf, sie sind hier, auf dem Dachboden! Schaut in alle Winkel; schaut in diese Ecke dahinten, die ihr bisher immer übersehen habt! Fabian, du hast doch so tolle Falkenaugen! Ja, es ist Fabian, mit seinen kantigen Bewegungen, seiner starren Miene, seinen seltsamen Wortgebilden, seine Ritualen – er ist es, der keine einzige Ritze auslässt und den Stapel findet.

„Was ist denn das?“, ruft Manuel aus. „Alte Briefe? Die gehören aber keinem von uns!“

„Zeig mal!“ Auch Rita untersucht die alten Papiere. „Schade, ich kann die

Schrift nicht lesen.“ Fabian reißt ihr die Briefe aus der Hand, grob, aber nicht böswillig; schaut sich den obersten Brief an, und sagt nur ein Wort: „Sütterlin.“

„Kannst du das lesen?“

„Ja.“

„Was steht denn drauf?“

„März 1917

Liebe Mama und Oma,

Ich vermisse Euch. Ich hoffe, Ihr kommt ohne Papa und mich klar. Ich habe schon lange nichts mehr von Papa gehört. Habt ihr wieder einmal einen Brief von ihm bekommen? Mir geht es gut; vielleicht werde ich bald zum Telefonisten ernannt. Es grüßt euch ganz herzlich,

Euer Kurt.“

Kurz darauf verlassen uns die drei; zum letzten Mal hat uns jemand betreten. Aber wir sind erleichtert, denn nun können wirklich alle wichtigen Erinnerungen, die wir erhalten wollen, weiterleben. Und wer weiß, was aus unseren Steinen, unserem Holz und unseren Geschichten einmal wird.

*Mirijam Buschmann, Marbach am Neckar, 19 Jahre alt*

Jürgen Hammann

## Der widerspenstige Junggeselle

„So!“, sagte Hilmar entschlossen zu seinen Stammtischbrüdern. „Genug Skat geklopft, genug gesoffen, mehr als genug dumm gelabert.“ Er stand vom Stammtisch auf, klopfte als Verabschiedung mit der Faust auf den Tisch. „Ich muss jetzt dringend in die Falle – MÜÜÜDE!“

Hilmar führte eigentlich ein angenehmes, lockeres Leben. Als Junggeselle konnte er sich viele Freiheiten erlauben, wie diese Skatabende im „Ochsen“ zum Beispiel. Darum wurde er von vielen unter dem Ehejoch leidenden Altersgenossen glühend beneidet, die mit ihren Ehefrauen nicht immer bequeme Kompromisse eingehen mussten.

Wenn Hilmar mal nicht gerade Skat drosch, pendelte er täglich in die nahe Kreisstadt, wo er im Landratsamt sein Geld verdiente. In seiner Freizeit befasste er sich außer mit Skat noch leidenschaftlich mit der Kommunalpolitik. Zurzeit befand er sich mitten im Wahlkampf, denn er hatte sich fest vorgenommen den trögen Bürgermeister vom Amtsstuhl zu jagen. Es war sein Stammtisch gewesen, der ihn für dieses Amt vorgeschlagen hatte, nachdem sie ihn zur Kandidatur überreden konnten, was aber ein eher leichtes Spiel für sie gewesen war. Hilmar hatte sich geschworen, im Falle seines Wahlsieges die Dorfpolitik zu verändern, die alten Zöpfe abzuschneiden, und überhaupt einen frischeren, moderneren Wind durch seine Gemeinde blasen zu lassen.

Neben der der Gemeindepolitik, gab es in Hilmars Leben noch eine ganz besondere Nebensächlichkeit. Diese war hübsch, drall und frech, hieß Doris, und war zunehmend von dem drängenden Willen beseelt, Hilmar dem Junggesellendasein zu entreißen und ihn in eine Ehe zu lenken. In eine Ehe mit ihr natürlich. Doris hatte zwei bis drei gewichtige Gründe für ihre Heiratspläne: erstens wartete sie sowieso schon viel zu lange darauf mit Hilmar vor den Standesbeamten zu treten, zweitens kann auch in einem kleinen Dorf die Konkurrenz groß sein, und drittens wurde im Dorf schon viel zu viel über sie beide getratscht. Das ist dann besonders schädlich, wenn es sich beim Objekt dieses Geredes um den Kandidaten für das Amt des Bürgermeisters handelt.

Deshalb – und nur deshalb, so schwor sie – fing Doris ausgerechnet an diesem Abend ihren Hilmar vor dem Eingang des „Ochsen“ ab, als er sich gerade mit

etwas unsicherem Schritt auf den Heimweg machen wollte. Sie stellte sich ihm breitbeinig in den Weg. Hilmar war darüber freudig überrascht. Seine Augen blitzten auf, als er Doris erkannte. Es konnte aber auch sein, dass seine weinseligen Augen nur durch das Licht eines Autoscheinwerfers zum Leuchten gebracht wurden.

Doris fing ohne Umschweife an:

„Hör mir zu Hilmar. Es ist wichtig!“

„Natürlich höre ich dir zu, mein Spatz.“

„Nein, im Ernst, Hilmar! So lange wir uns auch schon kennen – und das ist schon ziemlich lange, gell? – habe ich dir in all den Jahren nicht immer viele Freiheiten gelassen?“

„Du bist ja auch meine süße Maus, und ...“

„Nee, Hilmar! Ohne Spaß jetzt! Ich meine es nämlich jetzt sehr ernst, gell?“

„Ich bin doch ernst, todernst sogar, meine kleine Gelberrübe ...“

„Hilmar! Nun komm schon! Ich habe dich noch nie zu etwas gedrängt, gell? Ich habe dich auch nie vor deinen Freunden zum Narren gemacht, stimmt's? Sogar heute habe ich brav vor dieser Tür gewartet und bin nicht an den Stammtisch gekommen. Und habe ich je zu viel von dir verlangt? Nie, gell?“

Es war gut, dass die Straße zu dieser fortgeschrittenen Zeit fast dunkel war. Doris konnte dadurch nicht den blöden, ratlosen Blick ihres Angebetenen sehen, der nur noch imstande war ein langgezogenes „Jaaaa“ zu sagen. Was sollte er auch sonst sagen? Sie hatte ja recht, weil es so war!

„Ich bin jetzt fast schon dreißig“, fuhr Doris fort. „und du bist schon mehr als dreißig, gell?“

„Ja“, sagte Hilmar wieder und blickte in den Sternenhimmel.

„Schau nicht in den Himmel, sondern schau mich an! Es wird jetzt nämlich wichtig. Hast du schon einmal etwas vom Ablaufen der inneren Uhr gehört?“

„J-ja“, sagte Hilmar zögernd. Ihm war noch nicht ganz klar, worauf Doris mit ihrer Frage hinaus wollte. Er wurde aber doch schon langsam misstrauisch, außerdem war er müde und wollte endlich ins Bett – und zwar alleine.

Doch Doris redete ungerührt weiter auf ihn ein: „Genau deshalb ist es hoch an der Zeit, dass wir heiraten!“

„NEIN!“ schrie Hilmar, und seine Nackenhaare sträubten sich wie bei einer entsetzten Katze. Er merkte, dass sein aufgekeimtes Misstrauen durchaus nicht unberechtigt war.

Dieses in höchstem Entsetzen hinausgeschriene NEIN war eine eindeutige Aussage. Doris war darüber wahrhaft verblüfft und, was wirklich selten bei ihr vorkam, sie war sprachlos. Sie lehnte sich wie Halt suchend an den mächtigen

Stamm einer Blutbuche und schüttelte fassungslos den Kopf. Hatte sie nicht in überreichem Maße Geduld bewiesen in den letzten Jahren? Konnte ihr irgendwer, irgendeine Person von diesem Ort mangelndes Verständnis für Hilmar vorwerfen? Niemand konnte das! Niemand! Nicht einmal die säuerlichste Dorftrine. „Meiner Seel“, dachte Doris noch, „ist es denn zu viel verlangt für eine Frau meines Alters, endlich verheiratet sein und Kinder haben zu wollen?“

Doris hatte sich für heute abend fest vorgenommen für ihr Lebensglück zu kämpfen. Sie war es endgültig leid, die Geliebte eines Mannes zu sein, der allgemein als Hallodri verschrien war. Sie wollte endlich bei den anderen Frauen des Dorfes geachtet werden. Sie wollte in der Brotbackgruppe als Hilmars Bezwingerin respektiert werden. Sie wollte vor allem endlich seinen Namen tragen. Und sie wollte unbedingt noch Mutter werden, bevor es dazu zu spät war, weil die biologische Uhr nicht aufzuhalten war. Wenn sie dazu noch die Frau Bürgermeisterin werden könnte, hätte sie die höchste Stufe ihres Ehrgeizes erreicht. Dann hätte sie die Geltung im Dorf, die sie sich wünschte und keine von den Dorffrauen würde sie noch scheel ansehen.

„Hilmar“, sagte sie, schon wieder bereit weiterzukämpfen, nachdem sie ihre erste Verblüffung überwunden hatte. „Hilmar, man sollte aber schon heiraten, wenn man ein Kind möchte. Das ist besser für das Kind und für die Mutter, gell?“

Nun war es Hilmar, dem ein gehöriger Schreck in die bierschweren Glieder fuhr. Er schluckte, weil sein Mund plötzlich trocken geworden war und stammelte heiser:

„Ein Kind? Du bekommst ein Kind? Konntest du nicht besser aufpassen, du blöde Kuh?“

„Natürlich habe ich aufgepasst, wenn es schon nicht sein sollte, aber das sollte auch ein blöder Ochse tun. Aber ... es wird jetzt höchste Zeit für mich. Kannst du denn das nicht endlich einsehen? Die Leute fragen sich ja schon, ob ich eine Vertrocknete bin. Und Dr. Meiering hat mir vorgestern erst gesagt, gar zu lange dürfte ich nicht mehr warten mit meinem Kinderwunsch, denn ich sei ja schon fast dreißig, sagte er, und er sagte außerdem noch, dass wir hier schließlich in einem kleinen Dorf leben, wo viel geredet wird mangels Ereignissen, und wo die Landfrauen sowieso schon dauernd Anspielungen machen, und der Herr Pfarrer würde auch schon die Nase rümpfen über uns, weil wir eine Sünde täten, und...“